

Dieser Beitrag wurde am 18.4.2007 von mir bei den Herausgebern der Zeitschrift „Kontext“ – Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie – eingereicht und am 19.7.2007 von den Herausgebern dessen Veröffentlichung abgelehnt. Die Begründung der Redaktion lautet, dass es sich bei der Zeitschrift zwar um ein Organ des Verbandes handelt, gleichwohl aber nicht dessen Diskussionsforum sei.

Die Zeitschrift nicht als Diskussionsforum der DGSF zu verstehen, ist meines Erachtens mindestens diskussionswürdig, denn wo sonst sollen „alle“ Mitglieder (derzeit 2700) der DGSF sonst politische und fachpolitische Diskussionen führen, wenn nicht in der Zeitschrift des Verbandes?

Marie-Luise Conen

Perspektiven systemischer Therapie - Was ist los in der DGSF? Kritik und Ausblick

*Warning: Perception requires involvement.
Antoni Mundadas*

1. Wachsender Verband – warum?

Entwicklungen und Diskussionen insbesondere der beiden letzten Jahren veranlassen mich als ehemalige Vorsitzende der DAF – Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie – (1993-2000) und als ehemaliges Mitglied des Weiterbildungsausschusses (2000-2005) meinen Hut in die Diskussion zu werfen. Gegenwärtig von einzelnen Protagonisten bevorzugte Versuche systemische Therapie – und damit auch den Verband - in bestimmte Richtungen zu positionieren, sind wahrscheinlich den meisten Mitgliedern nicht oder nur unzureichend bekannt. Auch wirkt es so, dass manche Verbandsvertreter sich in einer Art „systemischem Elfenbeinturm“ befinden, durch den sie keinen Blick für manche harten Realitäten zu haben scheinen. Daher möchte ich im folgenden einige Punkte darlegen, die m. E. Verbandsmitglieder kennen sollten und die den einen oder anderen ermutigen könnten, sich in die Diskussion innerhalb des Verbandes einzumischen.

Vorab möchte ich betonen, dass ich mich als leidenschaftliche systemische Therapeutin verstehe und in meinem Engagement mich 14 Jahre in der DAF und DGSF von dieser Leidenschaft für dieses Therapie- und Beratungsverfahren habe leiten lassen. Zu meinen langjährigen Visionen hat immer gehört, aus systemischer Therapie / Familientherapie ein eigenständiges Therapieverfahren werden zu lassen. Zu diesen Visionen gehörte auch, dass das systemische Denken in noch mehr psychosozialen Arbeitsfeldern Einzug hält, als das schon gegenwärtig der Fall ist und den Klienten eine auf partnerschaftliche Begegnung bezogene Therapie oder Beratung angeboten wird.

Die Mitgliederzahl der DGSF hat sich seit ihrer Fusion in 2000 mehr als verdoppelt. In der DAF waren ca. 700 und beim DFS ca. 650 Mitglieder zum Zeitpunkt der Fusion. Die Fusion erweist sich somit auf den ersten Blick als eine Erfolgsgeschichte, dennoch sind eine Reihe von Erosionsprozessen zu verzeichnen, die dringend innerhalb des Verbandes diskutiert werden müssen.

Der enorme Zuwachs an Mitgliedern hat sicherlich damit zu tun, dass der Verband den (neuen) Mitgliedern auf Grund größerer finanzieller Mittel ein besserer Service (Geschäftsstelle mit mehreren Ansprechpartnern, Internetseite, Informationsmöglichkeiten auf der Webseite, Informationsfluss durch Mailings usw.) bieten kann, als dies die beiden vergleichsweise kleinen Vorgängerverbände konnten. Darüber hinaus scheint jedoch ein weiterer wesentlicher Aspekt eine immer größer werdende Rolle zu spielen, der an der enormen Zunahme von Zertifizierungsanträgen festzumachen ist.

Für die meisten Weiterbildungsabsolventen stellt inzwischen die Zertifizierung einer Weiterbildung zum systemischen Therapeuten oder Berater durch einen Fachverband wie der DGSF (und auch SG) zunehmend einen wichtigen Faktor in ihrer Existenzsicherung dar. Während für viele systemische Therapeuten und Berater in den Jahren zuvor der Spaß und die Freude am systemischen Denken und Methoden im Vordergrund stand (und auch weiterhin steht), ist die Zertifizierung auch ein wesentlicher Beitrag dazu geworden, die eigene Arbeitsstelle zu sichern, die Arbeitsergebnisse zu verbessern, sich auf neue Arbeitsstellen zu bewerben und im größer gewordenen Wettbewerb sich besser behaupten zu können.

In diesem Zusammenhang erfahre ich auf Grund meiner bundesweiten Referententätigkeit, dass sich systemische Weiterbildungsabsolventen auch immer mehr behaupten müssen gegenüber Mitbewerbern, die in kurzfristigen Fortbildungen oder in Workshops sich minimales Wissen über systemisches Denken oder Methoden aneignen – und sich zum Leidwesen und auch Ärger der Absolventen mehrjähriger Weiterbildungen ebenfalls als „systemisch“ arbeitend bezeichnen. Die Zunahme an Zertifizierungen durch die DGSF (und SG) hat also auch erheblich damit zu tun, dass sich Absolventen und Mitglieder der DGSF gegenüber diesen Kollegen abgrenzen wollen und müssen, um ihre eigene Qualifikation herausstellen zu können – und einen für sie notwendige Betonung des Unterschieds einzuführen.

Immer wieder ist zu beobachten, dass Einrichtungen und Träger mit dem „Fähnchen“: „Wir arbeiten systemisch“ winken, aber nicht die Substanz aufweisen können, wenn bei genauerer Betrachtung die Mitarbeiter nur über Kurzzeitfortbildungen und somit über wenig fundierte systemische Kompetenz verfügen. Die Tendenz auf „Ein-Tages-Fortbildungen“ mal eben den eigenen Mitarbeitern die Grundgedanken höchst komplexer methodischer Vorgehensweisen „einzutrichtern“ – entspricht vielleicht den Machbarkeitsvorstellungen mancher leitenden Mitarbeiter, jedoch nicht dem, was systemisches Arbeiten grundsätzlich ausmacht. Erschwerend kommt in dieser Situation auch noch hinzu, dass auch Absolventen mehrjähriger systemischer Weiterbildungen sehr unterschiedliche Qualitäten in ihren Weiterbildungen erfahren haben können. Dies alles trägt nicht nur zu einer erheblichen „Verwässerung“ dessen bei, was als „systemisch“ betrachtet wird, sondern auch zu einem Mangel an Profilierung gegenüber Entscheidungs- und Kostenträgern in der psychosozialen Arbeit. Leider müssen jedoch vielfach die zertifizierten Absolventen von mehrjährigen Weiterbildungen die Erfahrung machen, dass das DGSF- (und auch SG-) Zertifikat bei den Anstellungs- und Kostenträgern (noch immer) nicht das erforderliche Standing erreicht hat, durch das sich die Absolventen im Wettbewerb entsprechend unterstützt und platziert sehen möchten.

Dazu beigetragen haben eine Vielzahl von Aspekten, die dringend m. E. in den Verbänden diskutiert und in Handlungs- und Interventionsstrategien münden müssten:

2. Ressourcenorientierung in aller Munde – von einer Haltung hin zur Entwicklung einer Technik, die jeder kann

Vor allem in der Jugendhilfe ist es auf Grund der angestrebten Sozialraumorientierung vieler Jugendämter zu einem radikalen Umbruch und zu Entwicklungen gekommen, die beanspruchen bisherige Strukturen grundlegend zu verändern. In diesem Zusammenhang kann hier nicht auf die Zielsetzungen von Sozialraumorientierung sowie an der zunehmend wachsenden Kritik an diesem Ansatz und vor allem an der Art ihrer Umsetzung eingegangen werden. Was in diesem Kontext jedoch von Bedeutung ist, dass im Rahmen der Umstellung auf eine Sozialorientierung zahlreiche Jugendämter mit Fortbildungen überzogen werden, die grundlegende systemische Methoden und Vorgehensweisen aufgreifen, sie in appetitlichen Häppchen den Jugendamtsmitarbeitern sowie den Trägermitarbeitern serviert werden – jedoch interessanterweise nirgendwo in den Materialien darauf hingewiesen wird, dass es sich um explizit systemische Vorgehensweisen handelt. Mehrmals konnte ich in letzter Zeit erleben, dass ich in In-House-Fortbildungen¹ angesprochen wurde, was denn an einigen meiner Darlegungen explizit systemisch sei, denn diese würden sie bereits kennen. Es stellte sich jeweils heraus, dass die Teilnehmer Einführungen in die Sozialraumorientierung erhalten hatten, aber sie nie darauf Verweise erhielten, dass es sich um explizite systemische Denkweisen oder Methoden handelte. So erlebte ich vor einiger Zeit ebenfalls, dass ein Hochschullehrer Beispiele für Interventionen im Umgang mit Jugendlichen auf einer Tagung referierte, die Anwesenden sich erstaunt über solches Vorgehen zeigten und den Referenten für „seine“ Ideen bewunderten – er hatte mit keinem Wort erwähnt, dass es sich dabei um paradoxe Interventionen handelte (vgl. Frankl 1975; Früchtle/Budde 2006).

Gleichzeitig werden von einem der namhaftesten Vertreter der Sozialraumorientierung in einem Beitrag in einer der einflussreichsten Fachzeitschriften der sozialen Arbeit, im „Nachrichtendienst des Deutschen Vereins“ (Hinte 2006, S. 132) systemische Fortbildungen kritisiert¹, obwohl gerade die Unterlagen seines Fortbildungsinstituts keine systemische Methode auslassen – jedoch diese nicht als solche ausweisen. Multiplikatoren der Sozialraumorientierung verbreiten in ihren Fortbildungen Inhalte, die gekennzeichnet sind durch einen Mangel an fundierter Kenntnis systemischen Denkens und deutlich machen, dass die theoretischen Bezugspunkte nicht bekannt sind. Auch sind sie häufig mit Teilnehmern konfrontiert, die auf Grund ihrer mehrjährigen systemischen Weiterbildungen über fundiertere Kenntnisse verfügen, als sie selbst.

In diesen Fortbildungen, in denen „Ressourcenorientierung“, Genogrammerstellung“ u.a.m. *Techniken* im Umgang mit Klienten darstellen, ist eine Art „Ausverkauf“ systemischer Vorgehensweisen und Methoden zu beobachten. „Ressourcenorientierung“ wird auf eine Technik hin reduziert, Genogramme werden erstellt, um Informationen über die Familie zu sammeln (und nicht um mit diesen Informationen entsprechend zu arbeiten) usw. – was in der Anwendung verloren geht, ist die, für eine entsprechende Arbeit notwendige „systemische Grundhaltung“ – die sich Absolventen mehrjähriger systemischer Weiterbildungen mühsam und engagiert in ihren Weiterbildungen angeeignet haben.

Wenn Mitarbeiter, die sich in mehrjährigen systemischen Weiterbildungen (meist selbst die Kosten tragend) weiter qualifiziert haben, zusammen mit Kollegen oder anderen Trägern eine solche „Qualifizierung“ erfahren, stellt sich für sie die Frage, wo ist der Unterschied zwischen dieser Art fortgebildeten Kollegen und ihnen? Sicherlich stellt dann ein DGSF/ SG-Zertifikat einen wesentlichen Unterschied dar, der erheblich identitätsstiftend ist.

¹ „In manchen (oft unter dem Etikett „systemisch“ laufenden) Fortbildungskulturen hat sich mittlerweile ein Umgang zwischen Trainern und Teilnehmenden eingebürgert, bei dem man sich auf der Grundlage eines merkwürdigen Verständnisses von „Ressourcenorientierung“ gegenseitig bekräftigt („würdigt“), konsequent gern hat und selbst bei offenkundigen Mängeln „das Positive“ betont. Und wenn dann einmal eine Trainerin freundlich, aber bestimmt und bei Bedarf konfrontativ Defizite benennt, wird dem umgehend entgegengehalten, das sei aber nicht ressourcenorientiert“.

Nur - wenn dieses Zertifikat nicht oder nur wenig den Entscheidungsträgern bekannt ist, stellt sich die Frage, wo greift der Verband, d. h. die DGSF, die dazu m. E. dringend notwendige Diskussion auf und nimmt über entsprechende Lobby-Arbeit Einfluss bei den Entscheidungsträgern?

3. Arbeitsmarktsituation psychosozialer Fachkräfte – was unterscheidet mich von anderen ohne systemische Weiterbildung?

Es gibt Regionen in Deutschland, in denen es um die 25 % arbeitslose Sozialpädagogen bzw. Sozialarbeiter gibt. Andere Kollegen wiederum müssen zu Bedingungen arbeiten, die eher aus „mittelalterlichen Rüstkammern“ zu stammen scheinen: Mitarbeiter müssen Feiertage und ihre Urlaubszeiten „herausarbeiten“, das Nichtbezahlen von Wegezeiten zu Klienten ist in immer mehr Regionen schon Standard, die viertelstündliche Erfassung der Inhalte von Gesprächen mit den Klienten, jeweilige vorherige Beantragung und Erläuterung von Supervisionsbedarf beim Kostenträger, fast nur noch Zeitverträge, die eine eigene Lebens- und Familienplanung zumindest erschweren usw. usw. Die Liste solcher gravierender, die Arbeit in hohem Maße massiv und negativ beeinflussender Aspekte ist mit vielen weiteren Beispielen zu ergänzen. Die Bedrohung durch Arbeitslosigkeit führt auch dazu, dass Kollegen sich zunehmend die Teilnahmegebühren für eine mehrjährige Weiterbildung ansparen, oftmals ihren Urlaub für die Weiterbildung nehmen müssen, wenn sie keine Dienstbefreiungen erhalten und diese Weiterbildungen nutzen, um mit dem enorm stark zugenommenen Erfolgsdruck in ihrer Arbeit entsprechend gewappnet umzugehen und / oder um die mit solchen hanebüchenen Arbeitsbedingungen „gesegneten“ Arbeitsfelder (vor allem der Jugendhilfe) zu verlassen und sich andere Bereiche zu suchen, in denen sie ihre Qualifizierung einbringen können. Dies wird m.E. in wenigen Jahren dazu führen, dass die bisher starke Präsenz systemisch orientierter Mitarbeiter sich deutlich verringern wird und bisherige „Hochburgen“ systemischen Arbeitens erheblich reduzieren sein werden.

Wie diese Entwicklung aussehen kann, konnte ich bereits in 1990er Jahre in England und Schottland beobachten, als die Thatcherisierung des Landes dazu führte, dass psychosoziale Fachkräfte unter der Arbeitsbelastung massenhaft ihren Beruf aufgaben. Inzwischen wurde es in England so unattraktiv, einen psychosozialen Berufsabschluss anzustreben, dass deutsche Sozialarbeiter mit ausreichenden englischen Sprachkenntnissen dort mit Kusshand genommen werden (nicht nur Ärzte gehen nach England oder Norwegen)

In der Regel sind Mitarbeiter in psychosozialen Einrichtungen heute weder gewerkschaftlich noch berufsverbandlich organisiert. Vor allem angesichts des äußerst unzureichenden Organisationsgrades von psychosozialen Fachkräften, hier insbesondere Sozialpädagogen und Sozialarbeitern in ihren Berufsverbänden ist nicht damit zu rechnen, dass sich diese Entwicklungen ohne weiteres aufhalten lassen. Berufsverbände wie der DBSH² (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit) sowie Vertreter vor allem der Fachhochschulen für Sozialarbeit mischen sich nicht mit notwendiger Vehemenz in die Fachdiskussionen ein und stellen im allgemeinen keine Ansprechpartner für die Kostenträger dar – dies gilt auch für Fachverbände wie der DGSF und SG.

Die Beschäftigung der Fachhochschulen mit der Bachelorisierung - und die damit zu erwartende allgemeine Absenkung der Ausbildungsqualität bei vielen Fachhochschulen –

² Sie scheinen eher an der Ausweitung des eigenen Fortbildungsprofils interessiert zu sein, als sich vehementer für die Belange von Sozialpädagogen und Sozialarbeitern einzusetzen.

ferner das Bedürfnis mancher Hochschullehrer, doch dringend endlich die Wissenschaftlichkeit von Sozialarbeit und Theoriediskussionen zur postmodernen sozialen Arbeit nach vorne zu bringen, sowie die Absorbierung von Energien mancher Fachhochschulen durch die Gründung eigener Weiterbildungsinstitute, haben offensichtlich dazu beigetragen, sich gar nicht mehr – bis auf wenige Ausnahmen (Pfeifer-Schaub 2006) – zu den erdrutschartigen Verschlechterungen sowohl bei Klienten als auch bei Mitarbeitern zu äußern. Einmischungen in politische, fachpolitische oder berufspolitische sind nicht zu verzeichnen.

Immer wieder erfasse ich in Gesprächen am Rande von Tagungen und Seminaren von neuen „Folterwerkzeugen“ von Arbeitgebern und stoße dabei auf ein hohes Maß an Resignation angesichts von Arbeitsbedingungen, die offensichtlich gegen Arbeitsrecht verstoßen. Mache ich die Kollegen darauf aufmerksam, dass gegen bestehendes Recht verstoßen wird, wird auf die Alternative hingewiesen, die ihnen ihre Chefs oder die Kostenträger geben: Entweder Akzeptanz der Verschlechterungen oder Kündigung (es gibt genug arbeitslose Kollegen, die man dann einstellen könnte). Angesichts dieser Entwicklung ist es auch kein Wunder, dass sowohl Leiter von Einrichtungen, Vertreter von Kostenträgern aber auch Verbände scheinbar „nicht wissen“, was für ein „Unruhepotential“ bei ihren Mitarbeitern derzeit besteht. Wenn die Abstimmung mit Füßen möglich ist, entziehen sich Mitarbeiter und wechseln zu akzeptableren Arbeitgebern³ oder sie harren mangels Alternativen aus, brennen zusehends dabei aus und die bisherige Qualität der Arbeit nimmt ab.

Systemisch weitergebildete Fachkräfte sind es in der Regel gewöhnt, dass ihre im allgemeinen qualifiziertere Arbeit nicht entsprechend materiell honoriert wird. Ihre Freude an den Veränderungen bei ihren Klienten sowie an der eigenen Entwicklung und fachlichen Profilierung war es ihnen meist wert, sich engagiert und qualifiziert in ihre Arbeit einzubringen. Insbesondere sie sehen sich jedoch immer mehr damit konfrontiert, dass bisherige Standards abgesenkt werden – und ihre systemischen Vorgehensweisen entweder erheblich erschwert, eingeschränkt oder gar verunmöglicht wird. Die in der Regel hohe Identifikation mit dem systemischen Denken und Methoden führt zu manchem Spagatakt, den nicht alle Fachkräfte meistern können, in dem sie „auf Teufel komm raus“ systemische Vorgehensweisen beibehalten wollen; vielfach geben sie auf bzw. müssen aufgeben, um ihre eigene Überlebenschancen in den Institutionen zu sichern (Cecchin et al 1993).

Was nützt eine mehrjährige systemische Weiterbildung, wenn die Arbeitsbedingungen immer mehr deren Möglichkeit zur Umsetzung erschweren?

Es ist dringend geboten, dass die DGSP (und die SG) zu den Arbeitsbedingungen und Entwicklungen Stellung bezieht und eine Einmischung in die relevanten Diskurse sucht. Die DGSP (und auch SG) ist im Gegensatz zum Beispiel zur DGSv (Deutsche Gesellschaft für Supervision) noch immer nicht Mitglied in der AGJ (Arbeitsgemeinschaft Jugendhilfe) oder dem Deutschen Verein (DV), beides höchst einflussreiche Verbände. Dort werden die Bedingungen festgelegt, unter denen zahlreiche systemische Fachkräfte arbeiten (müssen), auch inhaltlich relevante Diskurse werden dort geführt und derzeit noch immer vorbei an uns systemischen Fachkräften gestaltet.

So sind die jüngsten Entwicklungen wie z. B. „Sozialpädagogische Diagnostik“ sowie „Wirksamkeitsnachweise“ in der Jugendhilfe in eklatanter Weise nicht von der DGSP aufgegriffen und bestimmend beeinflusst worden. Dies ist mehr als erforderlich, da zahlreiche

³ Was angesichts eines Stellenwechsels auf die Anfangsstufe des Gehaltes nach TVöD massiv erschwert werden wird – auch hierzu kaum oder keine Stellungnahmen von den betreffenden Verbänden.

systemisch orientierte Fachkräfte mit diesen Entwicklungen jetzt schon bzw. bald konfrontiert werden – und wieder erneute Beschränkungen erfahren oder das Besetzen von Positionen erleben müssen, die eigentlich von der Fachlichkeit her, in all den Jahren zuvor von uns (systemischen) psychosozialen Fachkräften forciert und getragen wurden. Es ist ganz deutlich zu beobachten, dass bisher erworbene Positionen und Diskurseinflussmöglichkeiten nicht mehr uns gehören bzw. zugeschrieben werden. Der nächste – 2008 - stattfindende Jugendhilfetag wird voraussichtlich erneut wieder nicht von uns in irgendeiner Weise inhaltlich mit beeinflusst werden – obwohl so viele Jugendhilfemitarbeiter über eine mehrjährige systemische Weiterbildung verfügen.

Im gesamten Bereich des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) ist zu sehen, dass ein Generationswechsel stattfindet. Während es uns gelungen ist, in den 1970er, 1980er und bis Mitte der 1990er Jahre in der Jugendhilfe Positionen auszubauen, sind zunehmend Veränderungen zu verzeichnen (siehe Ressourcenorientierung), die von uns systemischen Therapeuten und Beratern bisher besetzte Positionen erodieren lassen. Derzeit ist ein Wechsel von der Generation der Gründer des KJHG zu einer neuen Generation von Forschenden, Verbandsvertretern und Praktikern zu beobachten. Es ist zu beobachten, dass die neue Generation auch auf dem Hintergrund anderer Menschenbilder und Haltungen viele hart erkämpfte Standards aufgeben bzw. diese als überflüssig oder gar überholt betrachtet. Diese Entwicklungen werden nachhaltige Auswirkungen vor allem für die Fachkräfte haben, die auf Grund ihrer hohen Qualifikation sich nicht mit der „Absenkung“ von Standards abfinden wollen.

Es gilt als Fachverband hier wieder in eine Einmischung zu treten, das systemische Profil – so unscharf dies auch in unseren eigenen Reihen oftmals zu sein scheint – wieder zu schärfen und Diskurse herbeiführen, die unsere Relevanz und die Notwendigkeit systemisch orientierter sozialer Arbeit verdeutlichen.

4. Verhaltenstherapie = systemische Therapie – oder was?

Nachdem DGSF und SG (damals noch Zusammenschluss von DAF, DFS und SG zur AGST) mit der Vorlage der Dokumentation zur „Systemischen Therapie“ (Schiepek 1999) im Dezember 1998 vom neu geschaffenen „Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie“ damals nicht als wissenschaftliches Verfahren anerkannt wurde, haben beide Verbände nunmehr die erforderlichen Nachweise der Wissenschaftlichkeit systemischer Therapie als eigenständigem Verfahren in einer neuen Expertise von Kirsten von Sydow, Stefan Beher, Rüdiger Retzlaff und Jochen Schweitzer im Oktober 2006 beim „Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie“ eingebracht. Insbesondere die beiden Forschungstagungen 2004 und 2006 an der Universität Heidelberg unter Leitung von Jochen Schweitzer haben in vieler Hinsicht wesentliche Vor- und Zuarbeit dazu geleistet. Diese neuerliche Positionierung im Feld der Wissenschaft und Forschung stellt m. E. eine deutliche Profilschärfung systemischer Therapie dar. In keinem anderen europäischen Land wird mit dermaßen hinhaltenden Argumenten die Anerkennung systemischer Therapie verweigert, wie dies in Deutschland der Fall ist. Die bisherige Politik des Beirats (u.a. Ablehnung der GT, Versuche der Durchsetzung einer störungsbezogenen Indikation von Therapieverfahren u. ä. m.) haben zu einer erheblichen bundesweiten Kritik u.a. an der Interessengeleitetheit dieses Gremiums geführt. Hinter den Entscheidungen des „Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie“ bei der Ablehnung anderer Therapieverfahren, wird alleine durch seine Zusammensetzung aus verhaltenstherapeutisch, psychoanalytisch und tiefenpsychologisch orientierten Mitgliedern, eine sicherlich nicht abwegige Marktbezogenheit und Eigeninteressen vermutet.

Die Profilschärfung systemischer Therapie steht jedoch in starkem Gegensatz zu den Bemühungen vor allem von Verhaltenstherapeuten bzw. verhaltenstherapeutischen Hochschullehrern und verhaltenstherapeutischen Weiterbildungsinstituten alles und jede Technik und Methode aus anderen Therapieverfahren sich zu eigen zu machen, die ihnen nützlich erscheint – und diese entweder als ureigenst verhaltenstherapeutisch zu deklarieren. Oder sie als Teil einer „Allgemeinen Psychotherapie“ zu verzeichnen, in der die Überwindung von „Schulen“ propagiert wird. Die eigene Blutleere verhaltenstherapeutischer Theorie, Methoden sowie manualisierte Weiterbildungen, die die Teilnehmer langweilig finden, haben in den letzten Jahren dazu geführt, dass vor allem verhaltenstherapeutische Weiterbildungsinstitute sowie namhafte Vertreter der Verhaltenstherapie mit ihren Publikationen Grundlagen anderer therapeutischer Verfahren, wie aus der Gesprächstherapie die Achtsamkeit, aus der Traumatherapie das EMDR und aus der systemischen Therapie z. B. die Ressourcenorientierung, positive Konnotationen u.a.m. für sich reklamieren.

Seit der Ablehnung systemischer Therapie 1999 durch den Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie ist es zu einer Entwicklung gekommen, die ich vor zehn Jahren noch nicht für möglich hielt. Es ist inzwischen solch einem Maße zu einem „Klau“ systemischer Therapiemethoden und -techniken durch verhaltenstherapeutische Weiterbildungsinstitute gekommen, dass man sich fragen muss, ob lehrende Verhaltenstherapeuten eigentlich noch eine Idee davon haben, was ursächlich verhaltenstherapeutisch gelehrt werden kann. Dazu befragt, wird meist auf eine Entwicklung hin zu einer „Allgemeinen Psychotherapie“ verwiesen. Dass es dabei vorherrschend um Marktinteressen geht, wird dabei verschwiegen. Denn immer wieder wird mir von Teilnehmern vor allem verhaltenstherapeutischer Weiterbildungen (deren Curriculum im Unterschied zu denen psychoanalytisch bzw. tiefenpsychologisch orientierter Weiterbildungen für sie scheinbar das kleinere der beiden „Übel“ darstellt) gesagt, dass sie eigentlich kein Interesse an dieser Art von Weiterbildung hätten. Sie müssten sie jedoch als Psychologen absolvieren, um eine Approbation zu erhalten. Dieser Kritik haben sich in den letzten Jahren, seit der Verabschiedung des Psychotherapeutengesetzes immer mehr verhaltenstherapeutische Weiterbildungsinstitute stellen müssen – und ihr „wildes Räubern“ in anderen Gärten zur Politik gemacht.

In nicht wenigen Regionen sind manche verhaltenstherapeutischen, psychoanalytischen und tiefenpsychologisch fundierten Weiterbildungsinstitute nach dem Abklingen des Booms der Nachqualifikationen mit einer deutlich reduzierten Zahl von Weiterbildungsteilnehmern konfrontiert. Gleichzeitig erleben sie, dass das Interesse von Psychologen, Sozialpädagogen und Sozialarbeitern (trotz verschärfter Arbeitsmarktsituation) an systemischen Weiterbildungen anhält, da die Teilnehmer systemischer Weiterbildungen im allgemeinen darin ein Verfahren kennen lernen, das ihnen Spaß und Freude macht und sie lieber auf eine Approbationsmöglichkeit verzichten als sich auf langweilige manualisierte oder Deutungshoheiten bedienende Therapieverfahren einzulassen.

Auf die in den bisher anerkannten (und noch anzuerkennenden) Therapieverfahren tätigen Weiterbildungsinstitute werden jedoch erhebliche Umwälzungen zukommen, da auch auf Grund des meist nicht bezahlten Psychiatrie-Praktikums sich immer mehr Psychologie-Studierende fragen, warum sie dann nicht lieber gleich ein Medizin-Studium beginnen sollen, das ihnen eine Ausbildung zum Facharzt für Psychiatrie ermöglicht. Es ist abzusehen, dass die weitere Entwicklung eine deutliche Reduzierung der Studierendenzahlen im Fach Psychologie mit sich bringen wird, verbunden mit einer bereits jetzt abzusehenden Biologisierung und Medikamentalisierung der Versorgung psychisch Kranker.

5. Allgemeine Psychotherapie? Systemische Therapie löst sich auf?

Die Bestrebungen vor allem namhafter Verhaltenstherapeuten aber auch anderer, eine „Allgemeine Psychotherapie“ zu schaffen, basiert auf der Idee, dass die noch so unterschiedlichen Grundideen der einzelnen Therapieschulen überwunden werden können. Ergebnisse von Metaanalysen wie die von Michael Lambert (1992), in denen er den Einfluss auf die Wirksamkeit von Therapien wie folgt einordnet: 40 % extra-therapeutische Aspekte (unmittelbare Lebenszusammenhänge des Klienten), 15 % die Hoffnung, dass Therapie hilft, 30 % die Beziehung zwischen Klient und Therapeut und eben 15 % die Techniken, die ein Therapeut anwendet, haben mir immer als Argumente gedient, um zu verdeutlichen, dass es viele Wege nach Rom gibt, ein Methodenstreit nicht viel bringt und es eigentlich keinen Grund gibt (außer in politischen Dominanzdiskursen) uns als eigenständiges Verfahren abzulehnen - aber ich als leidenschaftliche systemische Therapeutin ganz und gar davon überzeugt bin, in der systemischen Therapie die für mich und meine Klienten passende Philosophie und Haltung gefunden zu haben. Diese sind für mich grundsätzlich nicht vereinbar mit den doch recht unterschiedlichen Philosophien und Grundhaltungen anderer Therapieverfahren. Die Profilschärfung durch den Antrag auf Anerkennung als eigenständiges Psychotherapieverfahren entspricht meiner – und die vieler anderer DGSF-Mitglieder – systemischen Identität als Therapeutin, Beraterin und Lehrenden.

Auf der Forschungstagung von DGSF, SG und Universität Heidelberg im März 2006 Heidelberg waren zu meinem Erstaunen jedoch andere Töne vernehmbar, wurde doch auch von systemischer Seite die Idee einer „Allgemeinen Psychotherapie“ positiv bewertet. Auf dieser Forschungstagung, an der u.a. Vertreter des Wissenschaftlichen Beirats, der Krankenkassenverbänden sowie andere politisch relevante Personen anwesend waren und es hauptsächlich darum ging, das Profil systemischer Therapie / Familientherapie zu verdeutlichen, wurde einerseits von Verbandsseite für eine Anerkennung bei den Vertretern der anderen Verbände geworben. Andererseits äußerten sich jedoch beide in unterschiedlicher Form in Redebeiträgen positiv zu einer „Allgemeinen Psychotherapie“; der Vorsitzender der DGSF ging davon aus, dass es in Zukunft nur eine Psychotherapie geben wird, alles andere wären Zwischenschritte dahin. Jochen Schweitzer als Vertreter der Universität Heidelberg zeichnete gar die Idee auf, dass systemische Therapie ein Basiskonzept (Meta-Verfahren) für alle darstellt.

Diese Betrachtungsweise löste nicht nur bei mir, sondern inzwischen bei zahlreichen anderen KollegInnen reichlich Unbehagen aus. Da mit Russell Crane einer der renommiertesten Familientherapie-Forscher auf dieser Tagung referierte, erlaubte ich mir u. a. ihn zu fragen, was in den 1970er Jahren in den USA geschehen wäre, wenn Funktionsträger und namhafte Lehrende des amerikanischen Familientherapie-Verband (AAMFT) sich für eine „Generic Therapy“ (Allgemeine Psychotherapie) aussprechen würden, ohne dies innerhalb des Verbandes einer Diskussion zu unterziehen. Ein solches Vorgehen, wie dies derzeit auch andere systemische Verbändevertreter zeigen, wäre in den USA damals und heute nicht denkbar, würde Entrüstungstürme sowohl bei systemischen Praktikern als auch bei den systemischen Weiterbildungsinstituten hervorrufen.

Ich habe im Anschluss an diese Forschungstagung 2006 einen Beitrag „Systemische Therapie – ein Steinbruch?“ veröffentlicht, in dem ich einige – auch in Teilen hier wiedergegebene – Kritikpunkte aufgeführt habe. Dieser Beitrag, den ich auf der Mitgliederversammlung im September 2006 in Leipzig den anwesenden Mitgliedern zugänglich machte und einige

Fragen, die ich auf der MV zu den Bestrebungen des Vorstandes in Hinblick auf eine „Allgemeine Psychotherapie“ stellte, führten zu einer insgesamt zweistündigen lebhaften Diskussion zum Selbstverständnis systemischer Therapie und Beratung. Auf Grund des zeitlichen beengten Rahmens wird diese Diskussion am 14.5.2007 auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung in Heidelberg ihre Fortsetzung finden.

Da mein Unbehagen auf der Leipziger Mitgliederversammlung von vielen anderen geteilt wurde darüber, dass von Seiten des Vorstandes der DGSF Entwicklungen der systemischen Therapie und Beratung vorbei an den Interessen der Mitglieder herbeigeführt werden, ist eine weitere Diskussion über das Selbstverständnis systemischer Therapeuten sowie des sie vertretenden Verbandes unabdingbar.

Angesichts der starken Vereinnahmungsversuche der Verhaltenstherapeuten kann es nicht sein, uns in deren Arme zu stürzen und in einer „Allgemeinen Psychotherapie“ unser Heil zu suchen. Wäre dem so, stellt sich sicherlich die Frage, warum wir uns dann nicht als Verband gleich auflösen und einen „Allgemeinen Psychotherapie“-Verband gründen.

Auf Grund der Äußerungen namhafter systemischer Therapeuten zu einer „Allgemeinen Psychotherapie“ habe ich in den letzten Monaten meine internationalen Kontakte genutzt, um die Entwicklungen in anderen Ländern zu erkunden. Systemische Therapie bzw. Familientherapie (was in allen anderen Ländern so gut wie immer identisch ist) ist in den USA (in 43 Bundesstaaten) als eigenständiges Psychotherapieverfahren anerkannt, ebenso in Finnland, Italien, Polen, Schweiz, Österreich, Schweden und dem United Kingdom. In all diesen Ländern gibt es keinerlei Bestrebungen eine „Allgemeine Psychotherapie“ einzuführen, dies trifft auch zu für andere europäische Länder, die bislang noch kein Psychotherapeutengesetz haben. Nur in Holland gibt es in den Weiterbildungen einen gewissen allgemeinen Psychotherapie-Sockel bevor die Therapeuten ihre Weiterbildung in einem bestimmten Verfahren absolvieren.

Verschiedene europäische und amerikanische Kollegen befragt, betonten alle, dass es für alle „Trainees“ wichtig ist, zuerst in einem Psychotherapie-Verfahren sich weiterbilden zu lassen. Später in ihrer Praxis fügen Therapeuten zu ihren bestehenden Kenntnissen andere Methoden und Techniken hinzu. Grundsätzlich sei es jedoch von enormer Bedeutung für die eigene therapeutische Identität, sich einer Therapierichtung (wenn diese freiwillig gewählt wurde, was angesichts des Mangels an Auswahl in Deutschland bei vielen Teilnehmern nur beschränkt gegeben ist) zuzuordnen. Außerdem verwiesen mich meine Gesprächspartner darauf, dass es keinerlei wissenschaftliche Nachweise zu Weiterbildungen in einer „Allgemeinen Psychotherapie“ gibt. Außerdem liegen den einzelnen Therapieverfahren so gegensätzliche Philosophien, Haltungen und Vorstellungen zugrunde, dass daran zu zweifeln sei, dass ein Curriculum mit Methoden und Techniken verschiedenster Therapieschulen in sich schlüssig sein wird, dass die Teilnehmer nicht in Widersprüche mit den unterschiedlichen Philosophien geraten und dass vor allem ein aus einer solchen „Allgemeinen Psychotherapie“ entwickeltes manualisiertes Curriculum nur so von Langeweile und Einfalt überladen wäre.

Theoretisch mögen einzelne Bausteine der Curricula der verschiedenen Therapieverfahren manchem Klienten hilfreich sein und bestehende Defizite einzelner Verfahren durch methodische Ergänzungen aus anderen Verfahren aufgehoben werden – die Frage, die sich stellt, wo ist das Herz des Therapeuten? Woraus entspringt seine Freude, seine Leidenschaft für seine Arbeit, was lässt ihn/ sie ticken, um die Beziehung anzubieten, die der Klient für seine Veränderungen braucht. Dies sind sicherlich nicht Manuale, in denen aus jedem

Therapieverfahren, die wissenschaftlich nachgewiesenermaßen effektivste Häppchen zusammen gestellt werden.

Dem doppelten Spiel vor allem von verhaltenstherapeutischen Weiterbildnern und Wissenschaftlern gilt es andere Strategien entgegen zu setzen, als sich von diesen vereinnahmen zu lassen. Die Blutleere der Verhaltenstherapie (im allgemeinen gehen Verhaltenstherapeuten nicht selbst zu einem Verhaltenstherapeuten in eine Therapie) ist *nicht* mit einer Zuarbeit zur Verbesserung ihrer eigenen Curricula zu beantworten, sondern sollte mit einer Einmischung und Positionierung eigener Vorstellungen in relevanten Gremien und Diskursen beantwortet werden. Interessanterweise sind Versuche von Vertretern verschiedener Therapieverfahren und Wissenschaftlern in gemeinsamen Tagungen ihre Tools und Ideen auszutauschen bisher auf äußerst geringes Interesse bei systemischen Therapeuten gestoßen. Auf den inzwischen jährlichen PID-Tagungen sind nur wenige systemische Therapeuten anzutreffen, Anregungen von systemischen Referenten holen sich jedoch viele Therapeuten, die in einem der drei anerkannten Therapieverfahren ihre Approbation erhielten. Der Mangel an Interesse bei den systemischen Therapeuten hat sicherlich auch mit der stagnierenden Entwicklung innerhalb der anderen Theorie- und Therapiekonzepte zu tun. Der „unfreundlichen Übernahme“ vor allem durch Verhaltenstherapeuten, gilt es auch insbesondere deswegen abwehrend zu begegnen, da es vor allem die verhaltenstherapeutischen Wissenschaftlicher sind, die uns bereits jetzt vorwerfen, dass systemische Therapie nicht „pur“ genug sei. Außerdem hat sich bei allen „unfreundlichen Übernahmen“ in der Wirtschaft gezeigt, dass die Großen die Kleinen schlucken, es ist also illusionär zu glauben, dass wir systemischen Therapeuten innerhalb einer „Allgemeinen Psychotherapie“ noch Einfluss auf Theorie- und Methodenentwicklung hätten.

Noch ein kurzer Exkurs an dieser Stelle zu den Entwicklungen allgemein in der Psychotherapie in den USA – und wir wissen, dass wir diese Entwicklungen meist mit ca. 10-20 Jahren Verspätung bei uns wiederfinden werden. In den USA existiert Psychotherapie innerhalb des Gesundheitssystems kaum noch, die Medikamentenarisierung von psychischen Problemen hat sich in breiter Linie durchsetzen können. Psychotherapeuten, gleich welcher Schule, müssen für die Bezahlung einer Therapie für ihre Klienten bei den Krankenkassen kämpfen – vorausgesetzt Psychotherapie ist Bestandteil der vereinbarten Vertragsleistungen; die erste Bewilligung von Psychotherapie umfasst im allgemeinen 4-8 Termin auch für traumatisierte Klienten wie z. B. nach einer Vergewaltigung oder schwerer häuslicher Gewalt. Eine weitere Bewilligung kommt nicht selten erst dann zustande, wenn der Therapeut der Krankenkasse mit einer Klage zur Unterlassung von Hilfeleistungen droht. Vielfach gehen amerikanische Psychotherapeuten hin und reduzieren lieber ihr Honorar für die Klienten und ohne Einbeziehung der Krankenkassen mit den Klienten arbeiten, anstatt den immensen Papierwust zu bewältigen. Den Klienten helfen sie damit auch, Stigmatisierungen auf Grund psychischer Probleme bei ihren Krankenkassen zu verhindern. Viele Psychotherapeuten arbeiten nicht mehr in einer eigenen Praxis, sondern sind vertragsgebundene Honorarmitarbeiter einer bestimmten Krankenkasse oder gar Mitarbeiter in einem von der Krankenkasse betriebenen Zentrum. Salvador Minuchin hat die starke Konzentration der Psychotherapeuten auf den Gesundheitsbereich immer wieder kritisiert; Familientherapie ist seines Erachtens am besten innerhalb des Familienhilfesystems der öffentlichen Wohlfahrt aufgehoben. Die Fokussierung auf den Gesundheitsbereich hat in eine Falle geführt, aus der sich in den USA Psychotherapie in absehbarer Zeit nicht alleine befreien wird.

Setzt man dieses Szenarium um auf deutsche Verhältnisse, so kann man zukünftige Entwicklungen bereits heute in Tendenzen und Diskussionen im Rahmen der Gesundheitsreform erkennen. Es wird unterschiedliche Leistungskataloge der Krankenkassen

geben, in der dann auch Psychotherapie in vielen Tarifen nicht enthalten sein wird, die Wahl der Ärzte wird eingeschränkt werden usw. Auch wird die Reduzierung der Zahl der Krankenkassen von derzeit 230 auf voraussichtlich zehn große Krankenkassen (vgl. Schaffmann 2006) massive Veränderungen in der Gesundheitsversorgung bewirken. Die Rolle von Psychotherapie stellt in diesem Szenario zunächst keine nennenswerte Größe dar. Gleichzeitig gilt es jedoch sich als systemischer Verband, noch mehr zu positionieren und das eigene Profil, u.a. als kurzzeittherapeutischen Therapieansatz zu verstärken.

Die amerikanischen HMOs (Health Maintenance Organization) stellen Profitunternehmen dar, die radikal jeden Kostenfaktor auf ihre Plausibilität überprüfen. Um so erfreulicher, dass Forschenden wie Russell Crane nunmehr anhand der Auswertung von Millionen Krankenakten der Nachweis gelungen ist, dass Psychotherapie einen Unterschied in den Kosten bewirkt, dass Familientherapie effektiver ist als andere Therapieverfahren und dass vor allem aufsuchende Familientherapie die Kosten am effektivsten senkt.

6. Einmischen - oder wir sind draußen?

Jedoch zurück zu der derzeitigen deutschen Situation. Wie konnte es zu solchen Entwicklungen kommen? Sicherlich hat die Ablehnung des „Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie“ in 1999 mit dazu beigetragen, dass systemische Therapeuten nicht in dem Ausmaß Einfluss auf die dominierenden Diskurse nehmen konnte, wie es für uns hilfreich gewesen wäre. Dass vor allem die Verhaltenstherapeuten diese Lücke nutzten, mag uns nicht gefallen, angesichts mannigfaltiger wirtschaftlicher und machtpolitischer Interessen ist dies jedoch nicht verwunderlich. Die Bemühungen psychoanalytischer Verbändevertreter vor allem über die Forcierung von Familientherapie als Setting, die 1992 auf der Kölner DAF-Jahrestagung vom damaligen DAF-Vorsitzenden propagiert wurde und letztlich zu seinem Rücktritt führte, sind zwar inzwischen weniger problematisch in diesem Zusammenhang. Dennoch ist es diesen Vertretern gelungen durch das „Hintertürchen“ nunmehr über die Abrechnungsfähigkeit von Doppelstunden Familientherapie als Setting indirekt zu platzieren. Auch ein Aspekt dem in der DGSF (und auch SG) nicht ausreichend Beachtung gegeben wurde.

Woran es hapert, insbesondere angesichts der Tatsache, dass viele systemische Therapeuten bzw. Familientherapeuten über die Übergangsregelungen eine Approbation erhielten, ist die Arbeit in den relevanten Gremien, Arbeitszusammenhängen und Diskursstrukturen. Da sich Vertreter der DGSF (und auch SG) nicht in ausreichender Zahl in die jeweiligen Gremien vor allem auf Landesebene einbringen, können sich ohne weiteres andere Positionen behaupten bzw. durchsetzen. Die DGSF hat es versäumt, durch entsprechende Politik, Förderung und Verlautbarungen sowohl an die Mitglieder als auch in den Gremien selbst zu einer ausreichenden Vertretung beizutragen. Sicherlich würde eine Fusion aller drei in 2000 bestehenden Verbände DAF, DFS und SG zu einer DGSF erheblich die Kräfte gebündelt und Ressourcen viel effektiver nutzen lassen haben, als dies seitdem der Fall ist. Wie sehr die gegenseitig, vor allem von Absolventen verschiedener Weiterbildungsinstitute (und nicht von Vertretern der Institute selbst), gepflegte Konkurrenz zwischen den Verbänden hinderlich ist, zeigt sich in Berlin an der unzureichenden Vertretung in Senatsgremien angesichts eklatanter Verschlechterungen für Familientherapeuten (KJHG). In den Gremien wird die Musik gespielt und werden die Regeln gesetzt – und nicht durch einen systemischen Fachverband per se.

Vertreter systemischer Weiterbildungsinstitute haben in einigen Regionen sich in die Gremien hineinwählen lassen, sich eingemischt und systemische / familientherapeutische Positionen vertreten. Es sind jedoch oftmals immer die gleichen, die bereit sind, diese Arbeit zu leisten. Innerhalb der DGSF hat die zunehmende Profilierung der Instituteversammlung zumindest dazu beigetragen, dass einige Institutevertreter in DGSF-Gremien Aufgaben übernahmen. Es gibt jedoch immer noch zu viele, die sich in der Gremienarbeit nicht engagieren. Noch zu viele Institutevertreter – aber auch „normale“ Mitglieder bevorzugen es, passiv zu bleiben (sicherlich mit jeweils nachvollziehbaren individuellen Begründungen). Dennoch: wenn es ein Verband sein soll, der Themen nach vorne bringen will, benötigt es die notwendige Manpower. Wenn die nachwachsende Generation, auch der Institutevertreter bzw. Lehrtherapeuten, sich nicht ausreichend einmischt und Positionen besetzt, ist bereits jetzt ersichtlich, in welchem rasanten Tempo einmal errungene Standards und Richtlinien innerhalb von kürzester Zeit sich auflösen oder von anderen neu gesetzt werden.

Das Nicht-Einmischen von systemischen Therapeuten / Familientherapeuten in so relevanten Gremien wie den Psychotherapeutenkammern, Bundesarbeitsgemeinschaften, Landesjugendhilfeausschüssen, regionalen Ausschüssen fordert mittlerweile seinen Tribut. Die wenigen systemischen „Altvorderen“ sind zunehmend nicht (mehr) bereit die Arbeit für andere mitzuschultern. Die oftmals lakonische Ablehnung von Gremienarbeit und politischer Einflussnahme durch auch namhafte systemische Therapeuten hat leider in der DGSF (und auch SG) zu einer Kultur geführt, dass man sich auch ohne solche Einflussnahme „arrangieren“ konnte. Wenn fast krampfhaft jedes sich etwas regende Mitglied für eine Arbeit in einem Gremien sofort „angeworben“ wird und Mitglieder durch Mitgliedszeitschrift „Kontext“ zur Kandidatur für den Vorstand geworben werden (anstatt die Findungskommission Vorschläge entwickelt), zeugt dies nicht gerade von einer engagierten Verbandskultur, die Einmischung fördert. Die Zeiten, in denen wir systemischen Therapeuten und Berater die Dinge auf uns zukommen lassen können, sind jedoch vorbei – entweder wir mischen uns ein oder wir sind „draußen“.

Nicht nur in Bezug auf die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen vieler psychosozialer Fachkräfte, sondern auch bezogen auf den Erhalt und die Positionierung systemischer Arbeitsansätze ist es notwendig, in eine Diskussion in der DGSF zu treten darüber

- a) in welche Richtung soll sich die DGSF in Zukunft bewegen?
- b) wessen Interessen vertritt die DGSF?
- c) wie kann politische Arbeit überhaupt in und mit diesem Verband geleistet werden?
- d) wie kann ein „Nachwuchs“ so begeistert werden, dass er sich für die Belange vor Ort einsetzen will (trotz zunehmender Arbeitsbelastungen)?
- e) welche identitätsbildenden Faktoren kann der Verband über die bestehenden DGSF-Zertifikate hinaus anstreben?
- f) welches Bild von systemischer Therapie wollen wir in der Öffentlichkeit und vor allem uns selbst gegenüber zeichnen?
- g) welche Positionierungen müssen in der nächsten Zeit unbedingt erfolgen, wollen wir nicht einer „Auflösung“ in einer „Allgemeinen Psychotherapie“ mit offenen Augen zusehen?
- h) welche Konzepte gibt es, sich gegen die Vereinnahmungstendenzen Umarmungsbestrebungen vor allem der Verhaltenstherapeuten zu behaupten?
- i) wie kann eine aktive Verbandspolitik für die nächsten 5-10 Jahre gestaltet sein – (eigene Identitätswünsche sowie Vereinnahmungsbemühungen durch andere einbeziehend)

7. Stellung der Weiterbildungsinstitute in der DGSF – endlich! – endlich ... zu spät?

Auf der letzten Mitgliederversammlung wurde endlich die satzungsmäßige Verankerung der Stellung der Instituteversammlung, in der alle akkreditierten Weiterbildungsinstitute sich zusammen geschlossen haben, verabschiedet. Die Auseinandersetzung um die bis dahin mangelnde institutionelle Einbindung der Institute zwischen dem Vorstand, einzelnen einflussnehmenden Mitgliedern und den Instituten hat in den sechs Jahre seit der Fusion die Kräfte vieler Beteiligter gebunden. Diese Kraft hätte sicherlich sinnvoller in anderen Kontexten und Zusammenhängen eingesetzt werden können (s.o).

Dennoch ist mit dieser klareren Positionierung der Institute im Verband eher nur ein Zwischenschritt erreicht, da die Entwicklungen in anderen Bereichen gleichzeitig die Weiterbildungsinstitute in ihrer Position erschüttern. Die systemischen Weiterbildungsinstitute sind angesichts der Entwicklungen in den Hochschulen äußerst schlecht aufgestellt und positioniert, obwohl sie in beträchtlichem Umfang zur Erfolgsgeschichte des Verbandes beigetragen haben. Mit der Bolognaisierung der Hochschulausbildung drängen zunächst vor allem die Fachhochschulen auch auf den Weiterbildungsmarkt. Aber auch die Universitäten „erkennen die psychotherapeutischen Ausbildungen zunehmend als Betätigungsfeld für sich“ (Schaffmann 2006, S. 268).

Wohin die Reise führt? Für manchen Kollegen zu einem Masterabschluss, aber sicherlich nicht zu mehr Qualität in den therapeutischen / beraterischen Weiterbildungen. Diese Entwicklung habe ich nunmehr seit rund 30 Jahren in den USA verfolgen können – und ich hoffe, dass diese Entwicklung bei uns nicht eintritt.

Auf Grund der Monopolisierung der Ausbildung an den Universitäten (und eben nicht mehr der berufsbegleitenden Weiterbildung) zum Familientherapeuten – mit eigenen Studiengängen Familientherapie – hat sich keineswegs die Hoffnung realisiert, dadurch qualifiziertere (Familien-)Therapeuten zu „produzieren“. Vermittelte ich früher amerikanischen Kollegen das bestehende deutsche Weiterbildungssystem: zuerst Hochschulstudium zum Dipl.-Sozialpädagoge (-arbeiter) in 8 Semestern oder zum Dipl.-Psychologen in 10 Semestern und anschließend therapeutische berufsbegleitende Weiterbildung von insgesamt 900 Stunden, waren diese ganz angetan von dieser formalen und auch inhaltlichen Qualifikation. Dem steht gegenüber, dass nach einem allgemeinen Studium (generale) von vier Jahren, das mit einem B. A. abschließt, in der Regel in einem zweijährigen Studium ein Master hinzugefügt wird. Mit einem B. A. gilt man in den USA nicht ausreichend für einen Beruf qualifiziert. Die oftmals immensen Studiengebühren führen dazu, dass die (theoretisch orientierten) Masterkurse oftmals abends neben der normalen Arbeit über mehrere Jahre – obwohl bei Vollzeit-Studium dies in zwei Jahren möglich wäre - absolviert werden.

Die seit ca. 15 Jahren stagnierende theoretische Weiterentwicklung der Familientherapie in den USA ist sicherlich auch damit in Verbindung zu sehen, dass sie nicht mehr über die Quelle der engagierten Weiterbildner verfügt. Inzwischen schauen amerikanische Lehrende mit großem Interesse auf die Theoriediskussionen und –entwicklungen in Deutschland und nehmen mit Bewunderung zur Kenntnis, dass das systemische Feld in diesen Jahren weiter gewachsen ist und blüht. Das Interesse geht soweit, dass nach Literaturempfehlungen deutscher systemischer Fachbücher für den amerikanischen Buchmarkt gefragt wird.

Familientherapie-Weiterbildungen in den USA finden heutzutage in drei Bereichen statt: Hochschulen, Einrichtungen der Träger und die sogenannten Cash-Institute.

a) Die Masterstudiengänge amerikanischer Hochschulen sind sehr stark verschult, in der Regel haben die Hochschuldozenten keinen eigenen Praxisbezug während ihrer Lehrtätigkeit, sie sind neben der Lehre meist noch in der Forschung tätig. Auf einer AFTA-Tagung konnte ich vernehmen, dass einer der renommiertesten Hochschullehrer (Studiengang Familientherapie) noch nie selbst mit einem Klienten gearbeitet hatte. Die Praxis ist nicht in dem Studiengang als solches integriert.

b) Die praktische Ausbildung findet nämlich in Einrichtungen statt. Diese können sein: Ambulanzen, jedwede Art von Therapieeinrichtung, Kliniken u. ä. m., die in Kooperation mit Hochschulen für Teile der Ausbildungen verantwortlich sind bzw. die notwendigen Praxisanteile der Ausbildungen sichern helfen. Diese Einrichtungen sind es auch, die über akkreditierte Supervisoren in den „Internships“ (keine Bezahlung des Trainees) die Qualität der Praxis sicherstellen.

c) Darüber hinaus gibt es noch die „Cash-Institute“ wie das bekannte New Yorker Ackerman Institute oder das Minuchin Center. Diese Institute finanzieren sich fast ausschließlich durch Postgraduierten-Kurse, d.h. Fortbildungen von Familientherapeuten nach deren Masterabschlüssen. Diese Kurse laufen in relativ reduziertem Stundenumfang (50-80 h insgesamt); des weiteren werden Kurse zu speziellen Themen, zu denen sich diese Institute einen Namen gemacht bzw. sich spezialisiert haben, angeboten. Von diesen „Cash-Instituten“ gibt es nur sehr wenige und sind meist um bekanntere Familientherapeuten herum entstanden. Weniger bekannte Familientherapeuten wurden anfangs häufig von den Hochschulen als Lehrbeauftragte gewonnen, bis man diese oft aus Kostengründen hinauskomplementierte. Denn mit Anerkennung der Masterstudiengänge beim akkreditierenden Verband (AAMFT) und der Anerkennung von Familientherapie als Therapieverfahren in rund 4/5 der amerikanischen Bundesstaaten verschwanden die privaten Weiterbildungsinstitute fast über Nacht vom Weiterbildungsmarkt.

Auf diese drohende Entwicklung habe ich bereits vor zwei Jahren deutlich im Rahmen von Mitgliederversammlung (SG) sowie Instituteversammlungen (DGSF) hingewiesen. Da ich diese Entwicklung nicht nur für eine Bedrohung der privaten systemischen Weiterbildungsinstitute⁴ (und auch Institute anderer Therapieverfahren) sehe, sondern in dieser Tendenz auch den Verlust der Lebendigkeit und Kreativität in der systemischen Szene erahne, gilt es in der DGSF über die Möglichkeiten des Erhalts systemischer Weiterbildungen durch die Weiterbildungsinstitute zu diskutieren. Die vorwiegend kritische Haltung von Vorstandsmitgliedern (die größtenteils jedoch selbst Institutevertreter sind) vor allem gegenüber den sogenannten „Nobodys“ unten den Institute (keine Veröffentlichungen, keine bekannteren Lehrenden, keine Gremienpräsenz usw.) hat nicht nur dazu beigetragen, dass die seit Jahren notwendige satzungsgemäße Integration der Institute sich immer wieder hinauszögerte, sondern auch dazu, dass keine Diskussion zwischen Vorstand und den Instituten zu diesem Thema stattfand.

Als die Instituteversammlung der DGSF – analog zu einer Verabschiedung eines Moratoriums bezüglich der Aufnahme von Weiterbildungsinstituten von Hochschulen durch die SG – eine gleichlautende Stellungnahme verabschiedete, zog es der Vorstand danach vor, zuerst die Fachhochschulen zu einem Treffen – und nicht die Institute - einzuladen (zu dem erst im Nachgang die Institute eingeladen wurden). Die Institute, die bislang den größten Teil der

⁴ Netterweise wollte mich ein Kollege aufmuntern und gab mir Tipps welche Art von Fortbildungen ich nach einer möglichen Beendigung der Weiterbildung durchführen könnte. Darin verkannte er, dass ich keinerlei Befürchtungen habe, das von mir geleitete Institut durch welche Stürme auch immer zu führen, aber die systemische Weiterbildungen nicht ohne weiteres kampfflos anderen überlassen möchte.

Gremienarbeit und auch des Engagements für diesen Verband getragen haben, hatten bis zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei gemeinsames Gespräch mit dem gesamten Vorstand geführt. Erst auf Grund massiver Kritik kam es im September 2006 in Leipzig zu einer gemeinsamen Diskussion – allerdings „nur“ zur Abstimmung des Vorgehens bezüglich der Satzungsänderungen zur Stellung der Institute in diesem Verband. Eine gemeinsame Diskussion des Vorstandes zu den Perspektiven der Weiterbildungsinstitute in der systemischen Landschaft mit Positionierungen des Vorstandes und der Institutevertreter hat bis heute noch nicht stattgefunden – und dies trotz der essentiellen Bedeutung der Entwicklungen für die Institute.

Insgesamt scheint es so zu sein, dass die notwendige Gremienarbeit im Verband im allgemeinen von Vertretern der Institute geleistet wird, als Gremium und als Gesprächspartner sind die Institute jedoch (noch) nicht in die DGSF eingebunden – dies auch in erheblichem Unterschied zum Stand der Weiterbildungsinstitute innerhalb der SG.

8. Themen besetzen durch Tagungen - Vergebene Chancen in ihrer bisheriger Gestaltung

Die Weiterbildungsinstitute waren und sind es auch heute noch, die die jährlichen Jahrestagungen früher der DAF und heute der DGSF ausrichten – dies ist ebenso bei der SG der Fall. Die Durchführung der jeweiligen Jahrestagungen im Auftrag des Verbandes ist eigentlich aus der Not geboren. Weder hatte die DAF⁵ noch der DFS früher die entsprechende Manpower noch das erforderliche Standing um selbst die Tagungen durchzuführen.

Die Jahrestagungen wurden bzw. werden bei der DAF und auch bei der DGSF zwar stets von einem Vorstandsmitglied mitbetreut, die inhaltliche Gestaltung sowie mögliche fachpolitische Richtungsgebungen erfolgten auf diesen Tagungen ausschließlich durch die veranstaltenden Institute selbst. Vor allem auf die inhaltliche Gestaltung der damaligen Tagungen nahm der DAF – ebenso wie der DGSF -Vorstand bewusst keinen Einfluss, da er die Position vertrat, dass die Institute, die ganzen Vorbereitungen und auch das finanzielle Risiko zu tragen haben und dies nur möglich ist, wenn sie selbst das Programm in eigener Verantwortung gestalten können. Dies war angesichts der eingeschränkten finanziellen und personellen Mittel nicht anders möglich.

Die Bemühungen der veranstaltenden Weiterbildungsinstitute interessante Jahrestagungen zu gestalten, sind sicherlich gegeben. Die Interessen eines meist „nur“ jeweils regional ansässigen Institutes sind jedoch andere als die eines Fachverbandes, wenn er Themen aufgreifen und Entwicklungen herbeiführen will. Das Interesse eines Weiterbildungsinstitutes an der Durchführung einer Jahrestagung ist es u. a. auch für die eigene Weiterbildung zu werben und das Interesse potentieller Teilnehmer zu wecken. Die eingeladenen Referenten werden daher eher unter dem Gesichtspunkt der Attraktivität für die Tagungsteilnehmer ausgewählt, jedoch nicht unbedingt danach, ob die Referenten neue Themen setzen oder die Diskussion im Feld vorantreiben wollen oder sollen. Nicht selten kann man als jemand der regelmäßig an den Jahrestagungen teilnimmt, eher sogar feststellen, dass „alte“ Vorträge erneut gehalten, zum zügsten Mal ähnliche Themenstellungen behandelt werden und in den Workshops die Qualität nicht selten erheblich zu wünschen übrig lässt (was einige, wenn auch wenige Evaluationen zeigten). Die namhafteren Lehrenden sind auf den Jahrestagungen nur

⁵ Die DAF hatte eine Geschäftsstelle, die sich jedoch auf Grund der begrenzten Mittel fast ausschließlich nur um die Mitgliederverwaltung kümmern konnte.

selten anzutreffen, die Weiterentwicklungen ihrer Ideen legen sie auf eigenen Tagungen dar, so dass diese in gewisser Weise nur partialisiert im systemischen Feld Bewegungen auslösen. Eine ressourcenverschwendende Situation.

In Anbetracht einer Mitgliederzahl von über 2500 stellt sich die Frage, ob die DGSF hier die Gelegenheit nutzen will, mit ihren Jahrestagungen Positionen zu etablieren, Richtungen zu beeinflussen und Entwicklungen anzustoßen. Wie jährliche Tagungen genutzt werden, um Einfluss im psychotherapeutischen Bereich zu nehmen, ist seit vielen Jahren an den Lindauer Psychotherapietagen sowie an den DGVT-Tagungen zu ersehen. Ihren Veranstaltern ist es über Jahre hinweg gelungen, durch eine entsprechende inhaltliche Gestaltung der Tagungen Einfluss auf dominierende Diskurse zu nehmen bzw. selbst dominierende Diskurse zu setzen.

Da ich selbst über sechs Jahre die DAF-Tagungen als Vorstandsvertreterin begleitet habe, weiß ich zwar einerseits um die notwendigen Arbeiten und Arbeitsbelastungen, aber andererseits halte ich es für machbar, dass die DGSF selbst diese Tagungen durchführt. Die finanziellen Mittel würden in der Regel von den Tagungen selbst eingebracht werden. In dem die Geschäftsstelle mit über die Tagung finanziertes Personal arbeitet und erhebliche Ausstattungsmittel einsparen würde (die Veranstalter benötigen immer wieder Ausstattungen, die dann nur einmal von der Geschäftsstelle angeschafft werden müssten), wäre es finanziell machbar. Die inhaltliche Gestaltung der Jahrestagungen kann entweder eine kleine Arbeitsgruppe innerhalb des Vorstandes oder eine von einem Vorstandsmitglied begleitete Arbeitsgruppe übernehmen. Diese Arbeitsgruppe könnte von der Mitgliederversammlung für eine bestimmte Zeit gewählt werden. Ihre Aufgabe wäre es aktuelle Diskussionen aufzugreifen und Themen der systemischen Therapie, Beratung, Supervision, Organisationsberatung usw. zu setzen. Damit wäre die Möglichkeit gegeben, wesentlich forcierter eigenen Positionen in der Öffentlichkeit zu besetzen. Abgesehen von den immensen Möglichkeiten der Presse- und Medienarbeit. Wie hilfreich diese war, hat der EFTA-Kongress 2004 in Berlin gezeigt. Die Bedeutung von Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Medienzeitalter erfordert es, immer professioneller in der Medienarbeit zu werden und vor allem Tagungen für ein Eindringen in die Medien zu nutzen.

9. Abschließende Bemerkungen

Die in der Regel hohe Identifikation der meisten systemischen Therapeuten und Berater macht es m. E. erforderlich, dass zum einen die Mitglieder über diese Entwicklungen informiert sind und zum anderen weitere Diskussionen – insbesondere über das Selbstverständnis systemischer Therapeuten und Berater aber auch des Verbandes als solches – stattfinden⁶. Bisherige Bemühungen dazu müssen erheblich verstärkt werden, wollen wir systemische Therapeuten und Berater nicht in einer defensiven Position den Entwicklungen „zusehen“, sondern offensiv und zupackend mit den anstehenden Herausforderungen umgehen.

Ein abschließendes Zitat: „Was machen Gruppen normalerweise, wenn sie in Konkurrenz um knapper werdende Ressourcen ... stehen und ihre Interessen durchsetzen wollen? In der Regel führen wachsende Konkurrenzbeziehungen zur Akzentuierung der Identität und zur Schließung der Gruppengrenzen. Man sorgt dafür, dass die eigene Gruppe exklusiv, nach außen genau erkennbar und besonders ist und strebt soziale Distinktheit gegenüber der Konkurrenz.“ (Leuschner 2007).

⁶ Wiederholt wurde von verschiedenen Beteiligten eingefordert, dass die Jahrestagungen nur noch an zwei Tagen durchgeführt und vor Beginn der Jahrestagung eine ganztägige Mitgliederversammlung stattfinden soll, um so inhaltliche Diskussionen zu ermöglichen. Dies ist eine Praxis, die sich auf MV und Jahrestagungen der SG gut bewährt haben. Diese Forderung gilt es endlich umzusetzen.

Literatur:

- Cecchin, C., Lane, G., W. Ray (1993): Respektlosigkeit – eine Überlebensstrategie für Therapeuten. Heidelberg: Carl Auer Systeme.
- Conen, M.-L. (2002): Zur Situation systemischer Therapie in Europa. *Zeitschrift für systemische Therapie*, 20, S. 88-100.
- Conen, M.-L. (2006 a): Was ist los in der Jugendhilfe? 20 Kritikpunkte. *Forum Erziehungshilfe*, 12 (3), S. 170-181.
- Conen, M.-L. (2006b): Systemische Therapie – ein Steinbruch. *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung*, 24 (3), S. 203-205.
- Conen, M.-L. (2006 c): Therapeutisierung der Sozialarbeit. Oder: Zirkuläre Fragen sind zirkuläre Fragen. *Kontext – Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie*, 37 (2), S. 191-198.
- Hinte, W. (2006): Was können Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. Fortbildung als Steuerungsinstrument in sozialen Institutionen. *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins*, 2006, 3, S. 129-133.
- Lambert, M. J. (1992): Implications of outcome research for psychotherapy integration. In: Norcross, J. C. a. M. R. Goldfried (Eds): *Handbook of psychotherapy integration* (pp. 94-129). New York: Basic Books.
- Leuschner, B. (2007): Plädoyer für eine traditionelle Haltung in der Supervision. *DGSv aktuell*, 1, S. 10-11.
- Pfeifer-Schaub, U. (2006): Soziale Arbeit zwischen Polizeistaat, privater Praxis und profitorientierter Dienstleistung. *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung*, 24, S. 98-105.
- Schaffmann, Ch. (2006): Hochschule des BDP schon 2007. Gespräch über ehrgeizige Pläne mit Günter Koch von der BAP. *Report Psychologie*, 31 (6-7), S. 268-270.
- Schiepek, G (1999): *Die Grundlagen der Systemischen Therapie*. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht.
- Sydow, K. v., Behr, S., Retzlaff, R., J. Schweitzer (2006): *Die Wirksamkeit der Systemischen Therapie/ Familientherapie*. Göttingen: Hogrefe Verlag.